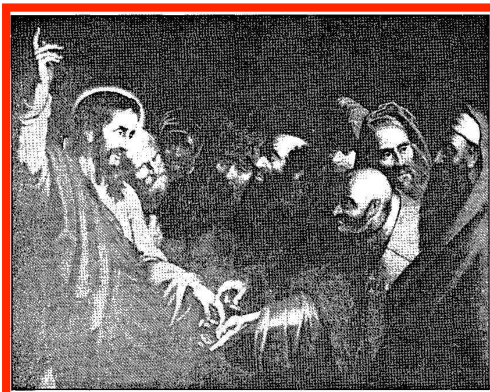

Bei Aufräumarbeiten auf dem Dachboden des St. Petri-Domes zu Bremen wurde dieses Bild gefunden: „Der Zinsgroschen". Das Ölgemälde eines unbekannten Malers wird derzeit in Berne restauriert.

Restaurator Georg Skrypzak in seiner Werkstatt. Der Opferstock, an dem er arbeitet, ist ebenfalls ein Auftrag der „Stiftung Bremer Dom". Foto: Kono

Kostbarkeiten bei Aufräumarbeiten auf dem Dachboden des Domes wiederentdeckt

Ölgemälde gibt noch Rätsel auf

Berne/Bremen. Rätsel über Rätsel – nichts Genaues weiß man. Das Bild könnte Anfang des 18. Jahrhunderts gemalt worden sein, möglicherweise früher – oder auch später. Von wem – auch darüber gibt es noch keine Anhaltspunkte: Vielleicht war es ein Schüler Rubens, oder ein unbedeutender Künstler, der ein seinerzeit bedeutendes Werk geschickt kopierte. Das Ölgemälde „Der Zinsgroschen", im Sommer dieses Jahres bei Aufräumarbeiten auf dem Dachboden des St. Petri-Domes zu Bremen gefunden, wirft viele Fragen auf, für die Dr. Ingrid Weibezahn, Leiterin des Dom-Museums, gern Antworten finden möchte. Derzeit steht das ihrer Meinung nach qualitätsvolle Bild in einer Werkstatt in Berne (Kreis Wesermarsch). Restaurator Georg Skrypzak hat von der „Stiftung Bremer Dom" den Auftrag erhalten, das Ölgemälde so zu bearbeiten, daß es im Frühjahr 1991 „in ursprünglicher Schönheit" zurückkehren kann.

Bis es soweit ist, hat Skrypzak noch viel Arbeit zu erledigen. Das verschmutzte und beschädigte Bild, das den Augenblick illustriert, als sich Christus von den Pharisäern die Münze mit dem Bild des Kaisers geben läßt, ist nach den Feststellungen des Fachmannes schon einmal restauriert worden, vermutlich um die Jahrhundertwende. Doch ein Profi, meint Skrypzak, könne seinerzeit nicht am Werk gewesen sein. So wurden damals, um kleine Fehlstellen zu beseitigen, mitunter ganze Partien des Bildes übermalt.

Zunächst einmal muß Georg Skrypzak die stark gefährdete Malschicht sichern und, da sie sich über die lange Zeit sehr zusammengezogen und sogenannte „Schüsseln" gebildet hat, planieren. Bei der Methode ist er auf eine Wachs-Harz-Behandlung festgelegt, denn die wurde schon beim ersten Versuch einer Restaurierung angewandt.

Gleichzeitig mit dem Sichern der Malschicht wird Skrypzak mittels Vakuum und Wärme eine zweite Leinwand aufziehen (Fachsprache: „doublieren"), um, wie er sagt, „den Bildträger zu stärken" Ein Problem sieht er (noch) darin, daß die Original-Leinwand aus zwei Teilen besteht – beim Doublieren

Von Torsten Haar

könnte sich die Naht unschön nach vorn drücken.

In einem weiteren Arbeitsschritt wird er die Malschicht reinigen, Fehlstellen ausgleichen und retuschieren, und dann kommt ein neuer Schlußfirnis auf das Bild. Noch nicht entschieden ist, was mit dem alten Spannrahmen passieren soll, der stark verwurmt ist. Für Georg Skrypzak ist auch der Rahmen eine Art geschichtliches Dokument, das es zu erhalten gilt. Möglicherweise wird er einen neuen Rahmen spannen und den alten daran befestigen.

An diesem Beispiel zeigt sich für Skrypzak ein grundsätzliches Dilemma seiner Zunft: „Konservieren oder restaurieren?" laute die Frage, an der sich die Geister seit eh und je scheiden. Jede Restaurierung sei in gewissen Bereichen, wo es keine festen Kriterien gebe, Interpretationssache. So könne auch eine Beschädigung eine historische Bedeutung haben, die unter Umständen eine Erhaltung wert sei. Im Falle des „Zinsgroschen" dürfte der Dreiangel in der linken Bildhälfte diese Bedingung freilich nicht erfüllen.

Letztendlich, so Skrypzak, müsse die „Stiftung Bremer Dom", die die Restaurierung finanziert, entscheiden, was mit dem alten Spannrahmen passieren solle. Zu den offenen Fragen zählt schließlich noch der Ort, an dem das Ölgemälde nach seiner Rückkehr in die Hansestadt im Frühjahr 1991 aufgehängt wird: im Dom selbst oder im Dom-Museum. Da es nach Angaben von Frau Dr. Weibezahn früher keine Eingangsbücher gab, läßt sich nicht feststellen, wann das Bild in den Besitz des Domes gelangte – ebenso kann sie im Augenblick nur vermuten, daß das Bild bis zum Beginn der großen Domrestaurierung 1972 irgendwo im Dom hing.

Der Auftrag, den Georg Skrypzak von der Stiftung erhalten hat, umfaßt übrigens neben dem „Zinsgroschen" noch weitere Stücke, die bei gleicher Gelegenheit auf dem Dachboden des Gotteshauses wiederentdeckt wurden: zwei mittelalterliche Tafelbilder, ein kleines Gemälde, das die Geißelung Christi darstellt, vier Holzfiguren sowie einen Opferstock aus dem 18. Jahrhundert.

Max und Moritz schnacken Platt

Vechtaer übersetzte Lausbubengeschichten

Vechta (eb). „Lämpel sitt dor ganz famos. . . . Rumms!! – Do gaiht dei Piepen los! –" Das war der vierte Streich, den die beiden Lausbuben Max und Moritz in Szene setzten. Dieses Mal traf es ihren Lehrer Lämpel, der seine von den beiden mit Pulver gefüllt Pfeife entzündete. Mit fatalen Folgen für den Pädagogen, wie jeder weiß.

Wilhelm Buschs Gespann Max und Moritz ist allerorts bekannt, aber daß die zwei auch Platt schnacken ist Paul Brägelmanns Idee gewesen: Der Ex-Pädagoge aus Vechta hat die von Wilhelm Busch (1832 bis 1908) verfaßten Streiche jetzt plattdeutsch „naovertellt" (nacherzählt) und als Büchlein herausgegeben.

Paul Brägelmann, promovierter Staats- und Wirtschaftswissenschaftler, ehemaliger Gymnasiallehrer und Kenner des oldenburgisch-münsterländischen plattdeutschen Dialekts, war von dem Einfall, die von Busch gedichteten „Bubengeschichten" in die heimische Mundart zu „übersetzen", geradezu fasziniert. Den Anstoß hierzu habe allerdings der Essener Professor Hubert Göbels gegeben, gibt der Hobby-Schriftsteller und Autor von bisher vier plattdeutschen Büchern und zwei Hörspielen gern zu; und es sei eine „Heidenarbeit" gewesen. Es galt, so Brägelmann, den Einbruch von zwei Jungen in die schläfrige und selbstgenügsame Idylle der Kleinbürger und die von Busch geübte Kritik an erwachsenen Spießbürgern plattdeutsch „herüberzubringen"

Vor einigen kunstvoll formulierten Verszeilen des Genies habe er allerdings kapitulieren müssen. „Es waren Kompromisse zu schließen", rechtfertigte er fehlende oder neu eingefügte Textzeilen. Auf Versmaß und Reim sei jedoch nie verzichtet worden. Doch der Stoff des Wiedensahler Dichters und Malers eignet sich trefflich für eine Wiedergabe im Dialekt. Und es ist eigentlich erstaunlich, daß dieser literarische „Acker" bisher brach lag. Brägelmanns Nacherzählung füllt diese Lücke.

Die Verbreitung seines „Max und Moritz" erhofft er sich über die Grenzen des Oldenburger Münsterlandes hinaus. Die Wurzeln des „Oldenburger Platt" liegen nach Brägelmann im dunkeln, doch sein Verbreitungsgrad lasse sich schon lokalisieren. Ost- und westwärts von Diepholz, zwischen dem Hümmling an der niederländischen Grenze und der Elbe, habe sich dieser Dialekt ausgedehnt. Da Brägelmann schreibt, wie ihm der „Schnabel gewachsen ist" (ich bin kein Sprachforscher und liebe die kurzen Wörter), dürften seine Verse auch zwischen Helgoland und Harz verstanden werden.

Mit den „Bubengeschichten" will der 64jährige Autor, der als Kind Hochdeutsch als das Erlernen einer Fremdsprache und der die sprachlichen Unkenntnisse seiner fünf Kinder im Plattdeutschen als Malheur empfand und empfindet, eine Lanze für die Erhaltung des niederdeutschen Idioms brechen. Doch er will weg von den „Döntjes" und den Kurzgeschichten und einen Roman in Plattdeutsch schreiben. Man brauche einen Roman in dieser Sprache zu einem aktuellen Thema, ist seine Überzeugung. Nur in einem Buch lasse sich letztlich eine Sprache nachweisen.

„Max und Moritz sind nich bläben. Rein tu dull häbbt sei't bedräben", schreibt Paul Brägelmann seinen Schluß. „Gott sei Dank, nun ist's vorbei, mit der Übeltäterei", läßt Wilhelm Busch Max und Moritz enden. „Ich glaube, ich habe für schwer zu übersetzende hochdeutsche Zeilen einen netten plattdeutschen Ersatz gefunden", sagt er.

Wenn der Club zum Winterbiwak einlädt, dann kommen auch die Minifahrer angereist. Einer von ihnen hat es sich vor seinem Zelt gemütlich gemacht. Wie lange er das ausgehalten hat, weiß niemand. Foto: Bucklitsch

Hilfsgüter in drei Container verstaut

Waldschule Schwanewede sammelte 54 000 Mark für die Aktion „Eine Schule für Gambia"

Schwanewede. In Gambia freute sich ein Schulleiter über ein verspätetes Weihnachtsgeschenk, während in Schwanewede ein Benefizkonzert stattfand. Die Chöre einer Gemeinde sangen, und Musikgruppen spielten für seine Schule. Eigentlich wollte Mr. William S. Forster persönlich beim Konzert in Schwanewede anwesend sein. Die verspätete Ankunft von drei Containern mit Schul-

Von Reinhard Schnitker

hilfsgütern verhinderte das aber. In Gedanken und mit seinem Herzen war er dabei, wie der Schulleiter am Morgen des Freitag-Konzertes fernmündlich mitteilte. Mit dem Erlös des Konzertes von 2183 Mark ist die Gesamtspende auf über 54 000 Mark angewachsen.

Beide Aktionen, Tausende von Kilometern voneinander getrennt, stehen im Zusammenhang mit der Initiative der Waldschule Schwanewede. Sie startete vor wenigen Monaten die Hilfsaktion „Eine Schule für Gambia" und hatte Riesenerfolg. Die Lehrerinnen Gudrun Chopin und Inge Bertzbach besuchten in Brikama (Gambia) in den Osterferien das im Aufbau befindliche „Technical Training Centre". Im Gepäck hatten sie bereits einige schulische Hilfsgüter und erkundeten das Interesse an einer Partnerschaft zwischen der Waldschule in Schwanewede und der Schule in Brikama.

Die beiden Lehrerinnen kehrten fasziniert von der Schulidee und betroffen von den riesigen Schwierigkeiten nach Schwanewede zurück. Sie begannen eine Überzeugungskampagne, ohne allzu große Hoffnung auf Erfolg und wurden eines besseren belehrt. Ihr Hilferuf verhallte nicht.

Das „Technical Training Centre" in Brikama soll Schulabgängern eine berufliche Grundausbildung bieten. Brikama ist bereits eine Modellschule in Gambia. Sie kann es für viele Entwicklungsländer werden, denn Mr. Forster setzt auf die Überlebenskräfte seines eigenen Volkes. Er möchte den Schülerinnen und Schülern eine Ausbildung geben, mit der sie ihr Leben selbst meistern können. Es entsteht eine Ausbildungsstätte für Handwerker, Bürokaufleute oder andere Berufe. Der Ausbau einer Farm gehört zum Fernziel des Schulleiters.

Als die beiden Lehrerinnen aus Schwanewede die Schule in Westafrika besuchten, trafen sie auf ein einsatzbereites Kollegium und einen engagierten Schulleiter. Die räumliche Situation stellte sich als katastrophal dar. Im September sollten weitere 450 Schülerinnen und Schüler aufgenommen werden. Deswegen war der Bau von Räumen dringend erforderlich.

Dem Ziel, den Bau zu ermöglichen, verschrieb sich die Aktion „Eine Schule für Gambia". Die Kosten wurden mit etwa 60 000 bis 80 000 Mark angenommen. Unerwartet schnell kam die Aktion in Schwanewede zum Erfolg. In wenigen Monaten kamen 30 000 Mark an Spendengeldern zusammen.

Im September gab Mr. Forster einen Sachstandsbericht. Es entstanden mit finanzieller Hilfe aus Schwanewede zwei Blocks mit je vier Klassenzimmern und einem Büro- und Lagerraum. Ferner konnten Klassenräume und zwei Fachräume fertiggestellt werden. Auf Heller und Pfennig belegt der Schulleiter die Ausgaben für Material und Arbeitsleistung.

Räume sind jedoch nur Hohlräume, sagte sich die Aktion „Eine Schule für Gambia" und bat um materielle Spenden. Drei Container mit Schulmöbeln, Schreibmaschinen, Nähmaschinen und anderen Hilfsgütern kamen zusammen. Sie wurden auf den Seeweg nach Gambia geschickt.

Die Aufrufe der Aktion „Eine Schule in Gambia" hatten weitgestreute Reaktionen zur Folge. Die Gemeinde Schwanewede richtete Spendenkonten ein, stellt die entsprechenden Bescheinigungen aus und stellt 2000 Mark im Nachtragshaushalt 1990 zur Verfügung. Zwei Grundschulklassen aus Meyenburg überwiesen den Erlös ihres Beitrages zum Weihnachtsbasar an die Gruppe.

In der St.-Marien-Kirche in Osterholz-Scharmbeck steht ein Modell der Schule in Gambia. Es ist als Riesen-Sparbüchse angefertigt worden. Basare und Kollekten der Kirchengemeinde wurden zugunsten der Schwaneweder Schulaktion durchgeführt.

In der Aula der Waldschule Schwanewede fand ein Benefizkonzert zugunsten der Aktion „Eine Schule für Gambia" statt. Chöre und Musikgruppen aus der Gemeinde Schwanewede sangen und spielten für den guten Zweck. Die Gesamtleitung hatte Winfried Schwarz, der Leiter des Musikalischen Dienstes der St. Johannes-Kirchengemeinde. (tk) Foto: Kono

Kuhstall als Zufluchtsort

Bremer Mini Club lud zu einem romantischen Winterbiwak ein

Fischerhude (cj). Die Fahrer der kleinen britischen Stadtflitzer namens Austin Mini galten schon immer als Individualisten – vielleicht um diesen Ruf zu festigen, lud der „1. Bremer Mini Club e. V" Freunde und Mitglieder für dieses Wochenende zum Zelten in den Wümmewiesen ein. Rund 40 Mini-Fahrer aus Bremen, Braunschweig und Bielefeld schlugen mitten in der Natur ihre Zelte auf oder richteten sich ihren Wagen als Schlafgemach her.

Normalerweise campieren die Mini-Fahrer nur im Sommer, doch dieses Jahr war erstmals die Idee zu einem romantischen Abend bei Lagerfeuer, Glühwein und klirrender Kälte aufgekommen. Beim Klönen am Lagerfeuer werden Ersatzteiltips ausgetauscht, über den TÜV hergezogen, der den Mini-Fahrern manche technische Veränderung erschwert und Geschichten vom vergangenen Mini-Urlaub ausgetauscht. Ronald Karohl etwa hat mit Mini und Wohnwagen bereits das schottische Hochland und etliche Alpenpässe überquert.

Wie sie auf die Idee kämen, bei solchen Temperaturen noch zu zelten? „Ein bißchen verrückt muß man als Mini-Fahrer schon sein," erklärt Ronald Karohl. Für Notfälle hat der Verein vorgesorgt: Der Clubwirt sicherte den Mini-Abenteuerern den warmen Kuhstall als Zufluchtsort bei Unterkühlungen zu. Mit der üblichen Vereinsmeierei, mit Statuten und Wimpeln wollen die wenigsten Mini-Fahrer etwas zu tun haben – sie sehen sich als ein lockerer Zusammenhalt von Leuten, für die der Mini mehr ist als ein Fahrzeug. Mini-Fahrer seien „irgendwie Gleichgesinnte".

Für die, die den Mini nur aus kühlem Modekalkül oder praktischen Erwägungen benutzen und den Gruß von Mini-Fahrer zu Mini-Fahrer nicht erwidern, haben die Clubmitglieder nur Verachtung übrig. Gegenüber dem modernen Einheitsdesign habe der Mini „einfach Stil" und wirke trotz seiner über dreißig Jahre immer noch nicht veraltet.

Um das beste aus ihm herauszuholen, schrauben fast alle Mini-Fahrer selbst an ihrem Fahrzeug herum, setzen neue leistungsfähigere Motoren (Standard sind 42 PS und 130 Stundenkilometer Spitze) ein – Ehrensache, daß das geliebte Stück nicht einfach fremden Händen überlassen wird. Der Mini, vor über dreißig Jahren, von einem einzigen englischen Ingenieur entworfen, ist einfach aufgebaut und daher leicht selbst zu reparieren.

Viele Mini-Fahrer besitzen noch einen zweiten Wagen zum Alltagsgebrauch, den sie bei Reperaturen der Werkstatt überlassen. Exoten unter den Mini-Fahrern sind die Besitzer von Sondermodellen wie dem „Van", eienr Art Lieferwagen oder dem „Moke", der wie ein Strand-Buggy aussieht und ursprünglich für die britische Armee entwickelt wurde, sich dann aber nicht für Geländefahrten eignete. Von ihm gibt es in Deutschland nur 100 Stück.

Das beste Beispiel für den Mini-Liebhaber ist der Vereinsvorsitzende selbst: Wenn Ronald Karohl mit seinen 1,90 Metern das Fahrzeug besteigt, paßt gerade noch ein Beifahrer hinein.